

BERND HESSE
JÖRG PETZEL

**E.T.A.
HOFFMANN**
EIN LEBENSBIOD
IN **ANEKDOTEN**

EULENSPIEGEL
VERLAG



Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder
ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt
oder veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-03013-3

1. Auflage 2021

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung historischer Abbildungen aus dem Verlagsarchiv

www.eulenspiegel.com

INHALT

Geleitwort

7

Jugendjahre in Königsberg

9

Glogau – Berlin – Posen

25

Płock – Warschau – Berlin

37

Bamberg – Dresden – Leipzig

51

Berlin

77

Lebensdaten

114

Literaturverzeichnis

118

Personenverzeichnis

121

GELEITWORT



»Anekdotenerzähler gleichen den Hausierern,
die fremde Ware feilbieten, ohne von der Kunst,
sie zu bereiten, auch nur das Mindeste zu
verstehen.« E.T.A. HOFFMANN, FLÜCHTIGE

BEMERKUNGEN UND GEDANKEN ÜBER
MANCHERLEI GEGENSTÄNDE

E.T.A. Hoffmann war ein großer Freund, Erzähler und Leser von Anekdoten, die sich zahlreich in seinem Gesamtwerk finden. Sein Freund Julius Eduard Hitzig erwähnte in seiner Hoffmann-Biografie dessen Vorliebe vor allem für schnell vorgetragene Anekdoten. Darin druckte Hitzig auch Auszüge aus Hoffmanns später verschollenem *Notatenbuch*, darunter den folgenden: »Eine Frau, die in der Todesnot dem Manne gesteht, dass sie ihm untreu gewesen. Darauf der Mann: ein Vertrauen ist des andern wert; eben weil du mir untreu gewesen, darum stirbst du an dem Gift, das du von mir bekommen.«

1809 notierte Hoffmann in seinem Schreibkalender eine Anekdote, die Friedrich den Großen und Calderón zusammenführt, und bemerkte dazu: »Es müsste spaßhaft sein, Anekdoten zu erfinden und ihnen den Anstrich höchster Authentizität durch Zitate usw. zu geben, die durch Zusammenstellung von Personen, die Jahrhunderte auseinander lebten, oder ganz heterogener Vorfälle gleich sich als gelogen auswiesen.«

Von dem Spaß an Anekdoten haben sich auch die Autoren dieses Buches anstiften lassen. Allerdings springen wir nicht über die Jahrhunderte, sondern bleiben in den 46 Lebensjahren E.T.A. Hoffmanns. Wir erfinden auch nichts. Wir folgen den Stationen und Ereignissen seines Lebens, greifen auf Briefe und Tagebücher zurück, nehmen den ein oder anderen der eingesponnenen autobiografischen Fäden aus seinen Erzählungen und Romanen auf, sind in den Aussagen und Erinnerungen seiner Freunde, Bekannten, Kollegen fündig geworden. Aus solchen Quellen speisen sich unsere anekdotisch aufbereiteten Texte. Sie entwerfen ein Lebens- und Charakterbild des Schriftstellers, Komponisten, Zeichners und Juristen – und wollen unterhalten.

Bernd Hesse und Jörg Petzel

JUGENDJAHRE IN KÖNIGSBERG 1776–1796



»Meine Jugendzeit gleicht einer dünnen Heide ohne Blüten und Blumen, Geist und Gemüt erschlaffend im trostlosen Einerlei!« AUS DEN »LEBENSANSICHTEN DES KATERS MURR«

»Ich komme eben von einer kleinen Fete, zu der man mich geladen hatte. Da war ich geschwätzig – altklug bei den Alten, religiös bei den Religiösen, galant bei den Damen – und im Grunde so einsam, als wär ich in eine Einöde versetzt gewesen ...« BRIEF AN THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL, 1. MÄRZ 1795

HAUSMUSIK

Mit Freunden und Verwandten gibt der Onkel ein Hauskonzert. Ernst Theodor Wilhelm, »ins Sonntagsröckchen geknöpft«, wird auf einem hohen Kinderstuhl platziert. Ein älterer Advokat in pflaumfarbenem Rock erscheint, packt seine Geige aus, hängt seine Perücke an den Nagel, tritt ans Notenpult, setzt mit Inbrunst ein ... Er hält den Takt nicht, das Kind hört die Dissonanzen. Als der Geiger vor den anderen ans Ende kommt, guckt er böse und schneidet Grimassen. Das Kind beobachtet die Musiker und amüsiert sich. – Dann singt die Tante eine Arie. Freude und Wehmut ziehen in die kleine Seele, Ernst muss weinen. – Die Tante spricht vom musikalischen Gefühl des Kindes, der Onkel vom dummen Jungen. Er schilt den Neffen einen »unmusikalischen Hund«.

IM DOERFFERSCHEN HAUS

Als sich Christoph Ludwig Hoffmann, Anwalt am preußischen Hofgericht in Königsberg und ein lebenslustiger Mann, von seiner menschenscheuen, oft schwermütigen Frau trennte, zog Anna Lovisa Hoffmann mit dem jüngsten Sohn zurück in ihr Elternhaus, wo ihre unverheirateten Schwestern und der Bruder Otto Wilhelm Doerffer lebten. Gegen seinen frommen Onkel, der wegen Unfähigkeit im Dienst früh, jedoch mit dem Titel eines Justizrats pensioniert worden war und sich ein Leben

in Müßiggang leistete, begehrte der aufgeweckte Neffe Ernst alsbald auf.

Einen seelenverwandten Freund fand Hoffmann in einem Jungen aus der Nachbarschaft, dem ebenfalls bei einem Onkel aufwachsenden Theodor Gottlieb von Hippel. Beide besuchten die Burgschule in Königsberg, wo sich Hoffmann, klein von Gestalt und mit stechend blickenden Augen, vor den Mitschülern zu behaupten suchte, indem er den Witzbold gab. Mit Hippel aber verbrachte er unbeschwerte gemeinsame Zeit bei Tisch und Spiel. Die Mutter, so erinnerte sich der Freund später, bekam er während der gut zehn Jahre, die er im Doerfferschen Haus verkehrte, wohl drei-, viermal zu Gesicht. Einzig die heitere, geistreiche und musikalisch begabte Tante Johanna kümmerte sich liebevoll um den Jungen, »ja sie verzog ihn eigentlich«.

Der Onkel war mit sich selbst beschäftigt und interessierte sich wenig für den Neffen, solange der ihn nicht störte in seinem Tagesablauf, den Hippel einmal beschrieb als »diätetisch geordnete Vegetation, die in Schlafen, Essen und Trinken, wieder Schlafen und wieder Essen und daneben in etwas Lektüre und Musik zur Verdauung, nach Stunden und Minuten eingeteilt, bestand«. Mit zunehmendem Alter verstand Hoffmann es, die »Schwächen des Onkels zum eigenen Vorteil zu benutzen«, setzte ihm mit Streichen zu und machte den Hausherrn, den er verächtlich den »O-weh-Onkel« nannte, zur Zielscheibe seines Spottes.

ALLES GEREGELT

Im pedantisch geregelten Wochenablauf des Onkels war der Mittwoch für auswärtige Besuche vorgesehen. Befreit von der alles bestimmenden Gegenwart des Onkels – selbst die Schlafkammer teilte er mit ihm! –, konnte Hoffmann sich dem widmen, was ihm auf der Seele brannte: der Musik, dem Zeichnen, der Lektüre. Und es kam noch besser. Als die Schule dem Onkel gewisse Rückstände seines Neffen im Griechischen und Lateinischen meldete, ordnete er Nachhilfestunden durch den Schulkameraden Hippel an. Cicero und Xenophon lagen nur kurz auf dem Arbeitstisch und mussten Zeichenpapier und -stift weichen. Die Wissbegier der Jungen richtete sich auch auf den Bücherschrank des Onkels, in dem jene Werke standen, die in keiner guten Bürgerstube fehlen durften. Sie verschlangen Rousseaus *Bekenntnisse*, amüsierten sich über *Tristram Shandy*, lasen Shakespeare, der ihnen neue Spottnamen für den Onkel – der »dicke Sir«, »Sir Ott« – eingab, schmökerten in Johann Christian Wieglebs *Die natürliche Magie*, ein Buch, das Hoffmann viele Jahre seines Lebens begleitete. Und dann waren da noch die beliebten Ritterromane, deren Helden die Jungen beim Spiel im Garten Leben einhauchten. Verkleidet als stolze Ritter, verwandelten sie die Bahn einer Stachelbeerhecke in eine mittelalterliche Turnierstrecke. Die Spiele fanden erst ein Ende, als Hoffmann, wie Hippel berichtet, »von der Lanze des Gegners – einer tüchtigen Bohnenstange – stark beschädigt rücklings niedergerannt war«.

DICHTUNG UND WAHRHEIT

In den *Lebensansichten des Katers Murr* lässt Hoffmann den Kapellmeister Johannes Kreisler über die Lektüre der Rousseauschen *Bekenntnisse* berichten: »Gleich elektrischen Schlägen traf mich die Erzählung, wie der Knabe Rousseau, von dem mächtigen Geist seiner innern Musik getrieben, sonst aber ohne alle Kenntnis der Harmonik, des Kontrapunkts, aller praktischen Hilfsmittel, sich entschließt, eine Oper zu komponieren, wie er die Vorhänge des Zimmers herablässt, wie er sich aufs Bette wirft, um sich ganz der Inspiration seiner Einbildungskraft hinzugeben, wie ihm nun sein Werk aufgeht, gleich einem herrlichen Traum! – Ich kam dahin, es meinem Vorbilde nachmachen zu wollen. Als nämlich an einem stürmischen Herbstabend der Oheim wider seine Gewohnheit das Haus verlassen, ließ ich sofort die Vorhänge herab und warf mich auf des Oheims Bette, um, wie Rousseau, eine Oper im Geiste zu empfangen. So vortrefflich aber die Anstalten waren, so sehr ich mich abmühte, den dichterischen Geist hinanzulocken, doch blieb er in störrischem Eigensinn davon! ... Mich weckten laute Stimmen, indem ein unerträglicher Geruch mir in die Nase fuhr und den Atem versetzte! Das ganze Zimmer war von dickem Rauch erfüllt, und in dem Gewölk stand der Oheim und trat die Reste der flammenden Gardine, die den Kleiderschrank verbarg, nieder und rief: ›Wasser her – Wasser her!‹, bis der alte Diener Wasser in reichlicher Fülle herbeibrachte, über den Boden

ausgoss und so das Feuer löschte. Der Rauch zog langsam durch die Fenster. ›Wo ist nur der Unglücksvogel?‹, fragte der Oheim, indem er im Zimmer umherleuchtete. Ich wusste wohl, welchen Vogel er meinte, und blieb mäuschenstill im Bette, bis der Oheim hinantrat und mir mit einem zornigen: ›Will Er wohl gleich heraus!‹ auf die Beine half. ›Steckt mir der Bösewicht das Haus über dem Kopfe an!‹, fuhr der Onkel fort. – Ich versicherte auf weiteres Befragen ganz ruhig, dass ich auf dieselbe Weise wie der Knabe Rousseau nach dem Inhalt seiner ›Bekenntnisse‹ es getan, eine Opera seria im Bett komponiert hätte, und dass ich durchaus gar nicht wisse, wie der Brand entstanden. ›Rousseau? Komponiert? Opera seria? – Pinsel!‹ So stotterte der Oheim vor Zorn und teilte mir die kräftige Ohrfeige zu ...«

EIN ANDERER NACHBARSJUNGE

Den obersten Stock des Doerfferschen Hauses bewohnten Zacharias Werner und seine Mutter. Meist hänselten die Freunde Hippel und Hoffmann den um etliche Jahre älteren Werner, der stets düster blickte und in höheren Sphären zu wandeln schien. Schaudernd aber horchten sie, wenn die geistesranke Mutter jammerte und klagte. Jahre später starb sie in dem Wahn, der Welt den Messias geboren zu haben. – Werner ignorierte die Knaben. Zum Glück, denn bekanntlich trifft man sich immer zweimal im Leben. Als sich das bewahrheitete, war Werner bereits ein erfolgreicher Dramatiker.